
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 193. Bromberg, den 24. August 1935

Kameraden herzlich und rauh.

Roman von **Michael Zorn.** Urheberschutz für (Copyright 1935 by) Verlag Scherl-Berlin.

(8. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Nun trugen die Sieben das ganze Kriegsmaterial über die Gleise zum Bahnhof, wo sich eine Gruppe bewaffneter Männer eifrig und flüsternd besprach. Der Rottenmanner trat zum Genossen Schleicher.

„Da habt's den Dreck!“ sagte er und ließ die Sachen in einer Ecke zu Hauf schichten. Die fremden Männer beobachteten und sahen auf die verpackten Maschinen mit gierigen Augen.

Ös werd's enk wundern! dachte der Kralizek, der dieses Mienenspiel sah.

Die Sieben hatten den Karabiner griffbereit über der Schulter. In der Rechten balancierten sie jeder eine Handgranate.

„Dös is alles. Mehr ham' ma net!“ verkündete der Rothschädel mit einer stark durch Stockschnupfen verlegten Stimme. „Pfüat enk Gott; — Mir gengan ham!“

Aus der Gruppe der Arbeiter, die um den Genossen Schleicher standen, rief einer:

„Na — und die Karabiner?“

Der Rottenmanner, mit den sechs anderen schon im Gehen, wandte sich. „Dö Karabiner?“ meinte er, „dö tun ma mitnehmen — zum Andenken.“ Er hatte sehr ruhig und langsam, gleichsam abwägend gesprochen. Hinter ihm, in einer geöffneten Reihe, standen jetzt die sechs. Jeder wog seine Handgranate. Der Hund war vor dem Rottenmanner. Weißglänzend bleckte er seine Fangzähne.

Der Blick aber, den der Rottenmanner dem Genossen Schleicher gab, veranlaßte den, auf weiteres Fragen zu verzichten. Er meinte ganz höflich, es sei schon in Ordnung.

Und als sich der Rottenmanner nun endgültig zum Gehen wandte, stand hinter ihm, die Waldaxt in der Faust, ein langaufgeschossener Bauernbub mit blassem Gesicht und dunklem Haarschopf.

„Vater!“ sagte der ganz leise und schluckend.

*

Seit vier langen Tagen wartete der Hannes unten bei der Eisenbahnstation auf seinen Vater. Er ruhte in den Nächten kaum, da jeder Zug, der einfuhr, ihn aus dem Schlummer warf. Das Bahnhofsgebäude mit den Wartesälen war für Soldaten und Zivilpersonen nicht betretbar. Dort hatte sich eine Wache eingenistet, Leute — Arbeiter — aus dem Orte. Man hatte den Truppen, die durchkamen, genug Waffen abgenommen, um den Ort und die Station zu schützen. Wohl waren es keine waffengewohnten Männer, die den Schutz übernommen hatten. Ein Gewehr konnten sie jedoch laden und abfeuern, wenn es not tat. Schwieriger war es schon, Maschinengewehre zu bedienen. Dazu fehlte die Ausbildung. Aber gerade diese Spezialwaffe stach den Arbeitern in die Augen.

Der Hannes drückte sich in den Winkeln und Ecken der Bahnhofsanlagen herum. Er wurde Zeuge entfesselter menschlicher Leidenschaften, sah mit Schreck und Staunen die wüsten Dinge, die sich zutrugen. Er hatte sich einen ganzen Laib Brot mitgenommen; von dem lebte er. Anderes war nicht zu haben. Proviantzüge, die durchkamen, wurden von den Wachen beschlagnahmt. Möglicherweise wurden sie für die notleidende Ortsbevölkerung verwendet. Bei jedem der einfahrenden Züge war der Hannes irgendwie da. Er musterte die Aussteigenden, die sich alle so ähnlich sahen — alle diese Männer verlumpt, mit Stoppelbärten, fiebernden Augen und unbeherrschten Leidenschaften. Sie schwangen ihre Gewehre, schrien das Bahnpersonal an, liefen zu den Lokomotiven und bedrohten die vor Ermüdung taumelnden Maschinenführer, wenn sie nicht weiterfuhren. Kam der Zug endlich wieder in Bewegung, so schwangen sie sich in die Viehwagen, brüllten und johlten vor Freude und verschwanden, um wieder anderen Zügen mit den gleichen Begleiterscheinungen Platz zu machen. Seitdem die rückkehrenden Truppen auf österreichischem Boden fuhren, hatten sie sich doch schon ein wenig wiedergefunden.

Mit Entsetzen aber hatte Hannes einmal mitansehen müssen, wie ein trunkener Marineunteroffizier seine Repetierpistole auf einen Jungen in Marineuniform abschoß, weil der nicht gleich auf Anruf parierte. Der Junge fiel der Länge nach über das Gleis und rührte sich nicht mehr. Man schleppte den Körper zu einem Aschenloch und warf ihn hinein. Der Junge war tot . . .

Viel Soldaten kamen durch, Zug auf Zug, die verschiedensten Nationalitäten, die alle über Österreich in ihre Heimat zurückströmten.

Doch der Vater — der kam und kam nicht.

Hannes, der stille und geduldige, wartete mit Zähigkeit und gläubiger Hoffnung. Schwere Gedanken peinigten ihn. Wenn dem Vater noch in letzter Stunde ein Unglück passiert wäre? Vielleicht war er krank? Verwundet — in einem Spital? Und kam erst viel später?

Am dritten Tage kamen Transporte des Dritten steierischen Schützenregiments. Hannes lief durch die Leute, aber niemand konnte über das Schicksal der Zweiten MG-Abteilung Auskunft geben.

„Jo“, sagte einer, „dö Leut von dera Zweiten MG, dö san no oben blieben am Asolone — dö habens g'wiß g'schnappt, dö Taliener.“

Ein anderer sagte:

„Dö von dera Zweiten MG, dö ham am letzten Tag a sakrisches Feuer kriegt — vielleicht hat's dö derwischt und dö san alle hin . . .“

Ein Dritter sagte:

„Dö Zweite MG? Dö san schon viel früher abg'fahrn als mir, die müaßen ja schon z'Haus san . . .“

So waren die Auskünfte beschaffen, die der Hannes bekam. Auskünfte, kurz, hastig, oberflächlich und gedankenlos, aber doch entschuldbar, da das ganze Sinnen und Trachten des Auskunftgebenden auf „daheim“ stand und er keine Zeit hatte, an anderes zu denken.

Am vierten Abend stand der Hannes an einem der Nebengleise, die gegen das Heizhaus liefen, als ein Krankenzug auf dieses Gleis einfuhr. Der hielt, und Hannes sah in der einsetzenden Dämmerung aus der geöffneten Schiebe-

tür des letzten Wagens einen großen Hund herausspringen. Dann folgten einige Männer, die sich schwerfällig, mit steifen Gliedern vom Wagen heruntergleiten ließen. Der Hund rannte schnüffelnd im Kreise herum, verrichtete seine Notdurft und lief dann den Zug entlang zu den vorderen Wagen. Er mußte dabei an Hannes vorüber, der stand da und, auf seine Waldaxt gestützt, gegen die Männer schaute. Wie der Hund in Witterungsnähe des Jungen kam, unterbrach er seinen Lauf. Er umkreiste den Buben und zog schnaufend Luft durch die Nase. Er wedelte mit der buschigen Rute und knurrte freundschaftlich. Dann lief er weiter gegen die Lokomotive.

Dort stiegen jetzt zwei Soldaten aus dem zweiten Krankenwagen. Ein ganz großer mit einem langen Bart und ein kleiner. Die beiden schienen das gesuchte Ziel des Tieres zu sein. Tief und dröhnend bellte der Hund. Dann aber lief er wieder zum Hannes zurück, um den neuerdings zu beschnüffeln. Die Männer beobachteten das Treiben des Tieres nicht. Sie gingen langsam auf das Stationsgebäude zu. Nach einer Weile kamen sie wieder zurück; ein Pfiff durchschnitt die Luft, und die Männer vom letzten Wagen umringten die beiden. Hannes schob sich ein wenig näher. Eine tiefe, eigen-vertraute Stimme sprach einige Worte. Dann redete ein anderer. Und dann — dann hörte der Bub zwei Namen! Rothschädel und Fiederer. Zwei bekannte Namen! Er ging in der Dunkelheit noch näher, sah, wie die Leute Dinge zusammentrugen, sah, wie zwei in Decken gehüllte größere Gegenstände aufgehoben und alles zusammen auf das Bahnhofsgebäude zu getragen wurde.

Er folgte, war Zeuge der Abgabe der Dinge, hörte den großen Soldaten mit dem langen Bart wieder sprechen, sah im Lichte der Bogenlampen dessen Gesicht.

Mit einem Sprung stand er hinter ihm. Die Bubenfaust umklammerte den Stil der schweren Waldaxt. Sein Auge maß die Entfernung bis zum Genossen Schleicher. Der dachte wohl kaum, daß er knapp der Gefahr entrann, eine durch die Luft wirbelnde Waldaxt ins Gehirn zu bekommen.

Aber alles löste sich friedlich.

Der Rottenmanner wandte sich zum Gehen. — Auge in Auge mit ihm stand — sein Sohn.

„Vater“, sagte dieser ganz leise und schluckend.

*

Einfache Menschen sind schamhaft im Ausdruck der Gefühle. Der Rottenmanner nickte dem Hannes zu, als ob der nicht vier Jahre lang auf ihn gewartet hätte. In den Augen des Toni aber glomm ein lichter Schein, der über den Buben hinwegglitt wie eine stumme Liebkosung. Der Kralizek rettete wieder einmal die Situation.

„Jessas — der Hannes!“ schrie er freudig. „Was der in dera Zeit für a Mordskerl g'worden is! — Bub, du bist ja sein so groß als wia dei Vater!“

Die Leute drängten sich um den Jungen — der Fiederer, der Zinner, der Rothschädel, der Mathes und der Sepp Gairinger. Alle waren begierig, dem Hannes die Hand zu quetschen.

„Na — was is los in Oberdorf?“ fragte der Rothschädel. „Was machen dö G'scherten? Hockens no immer im Wirtshaus und versaufen das Geld von dera Holzarbeit? Und mei Dachel? — Weißt, Hannes, muaßt in die nächsten Täg amal umispringen, mir müssen's ausbessern.“

Der Fiederer und der Zinner fragten nichts. Das, was diese beiden interessierte, lag nicht im Gebiete des Jungen. Der Mathes schob sich an den Buben heran und fragte nach seiner Aloisia. Und der Sepp Gairinger, der wollte wissen, wie's stand mit dem Gairingerhof und ob die Mutter noch immer ohne jüngere weibliche Hilfe arbeite.

„Aber — aber — dös Weiberl!“ sagte er, wackelte bedauernd mit dem Kopfe. „Sie is halt vüll zu fleißig, die Muatta — ka Hilf net, wo's doch feste Madeln gnua geben tät.“

Der Rottenmanner sagte nichts, er sah auf seinen Buben und freute sich, daß der so groß und kräftig geworden war. Ein wenig mager war er schon, der Bub, der war halt mitten im Wachsen.

Noch immer standen die Leute herum, bis der Wenzel Kralizek fragte: „Wer ma vielleicht da bis morgen stengan — wanns waas zum fragen habts vom Hannes, dös könnts am Weg a besorgen. I schlag' vor, mir machen uns auf die Strümpf und steigen aufi ins Dörfl!“

Diese Anregung wurde allgemein zustimmend angenommen. Die Sieben rüsteten, nahmen die Rucksäcke auf, die Karabiner wurden umgehängt, und dann taten sie die Handgranaten schön ordentlich auf einen Kehrichthaufen zusammen. Aber der Rottenmanner protestierte.

„Dö Handgranaten — sieben Stuck ham' ma no — dö werds schön übertragen über die Enns, und dort schmeiß ma s' in an Graben. Soll's no amal krachen — hol's der Teisel! Aber dalassen könn' ma s' auf kan' Fall. Da steigt aner vielleicht aufi, oder a Kind kommt dazua . . .“

Gut, den Männern war es auch so recht. Lachend und scherzend machten sie sich fertig. Die Nacht war recht dunkel, aber alle Sieben kannten die Steige auswendig, die hinauf in die Höfe führten.

Spitzig sagte der Kralizek:

„Der Fiederer, der kan ja führen, der kennt si aus in dera Stockfinsternis im Wald . . . Na . . . Heinrich . . vorwärts! Mach kane G'schichten net und fang an!“

Der Heinrich Fiederer lachte, gab seinem Spezi einen wohlgemeinten Rippenstoß und schritt voraus. Hinter ihm die anderen Fünf; dann kamen der Rottenmanner, der Bub und als letzter der Hund. Sie zogen eine Zeitlang längs der Landstraße, überschritten den Fluß und kamen an den Richtweg, den die Oberdörfler, der Postseppl an der Spitze, immer benutzten. Jawohl, sie kannten ja jeden Stein, jeden Wurzelknollen, jede Abkürzung.

Ruhig stiegen sie, atmeten tief und mit vollen Lungen. Die Bergstöcke klirrten und die Genagelten knirschten. An einer Stelle, wo der Hang tief abstürzend hinunterfiel, blieb der Rottenmanner stehen.

„Stellts enk auf in aner Reih'!“ sagte er. „Wann i pfeif, tuts enkere Handgranaten schmeißen. I hoff, dös is das letzte Feuerwerk, das mir von der Zweiten MG anheben!“

Donnernd hallte der Berg und gab die Erschütterungen weiter. Der Hannes stand stumm. Diese Männer! Donner, Blitz und Tod kamen aus ihrer Hand, wenn sie wollten. Aber er hatte keine Furcht. Zuerst mußte er die Scheu vor dem heimgekehrten Vater ein wenig überwinden. dann wollte er ihn fragen, wie das zuging mit den Handgranaten.

Die Männer setzten sich wieder in Bewegung.

„Du, Kralizek“, sagte der Rothschädel, „spürst nix? Dös is do a anderes Lüftel als wia am Asolone? Dös smeckt? Was?“

„Na — ja“, antwortete der Wenzel, „wenn ma a z'Haus gengan . . . freili schmeckt's.“

Zwischen Vater und Sohn kam flüsternd so etwas wie eine Unterhaltung zustande. Der Rottenmanner erkundigte sich nach dem Häuschen. Er wollte gleich morgen wieder mit dem Buben dort hausen.

„Vater“, sagte der Hannes, „Dös Häusel is seit damals“ — er schluckte und würgte — „seit daß unser Mutterl tot is, alleweil zug'sperrt g'wesen. Da muß ma a dös Dachel richten und den Zaun, und am Herd is a was net in Ordnung, hat das Mariele g'sagt. Aber sonsten — am liebsten möcht i halt dorten wohnen und net immer bei andere Leut im Dorf . . .“

Der Rottenmanner nickte. Natürlich, sie beide zogen in ihr altes Heim. Die Hauptperson fehlte. Dem Toni wurde schwer ums Herz. Aber sie wollten es sich schon einrichten.

Dann sprach der Rottenmanner von Arbeit, die er suchen wolle, Arbeit im Hochforst für sich und die sechs. Der Hannes sah seinen Vater an, wollte darauf etwas erwidern, schwieg aber dann. Neben ihm lief der Hund, den hatte er am Halsband, und Wolf schien dies recht zu sein.

Arbeit wollte der Vater? Ja — Arbeit — natürlich — aber wo? Im Forst war alles besetzt, die Arbeitsgruppen komplett und mit den Herangewachsenen gefüllt. Die waren an die Stelle der alten Holzknechte getreten. Selbstverständlich, die Arbeit im Holz konnte doch nicht stehenbleiben! Vielleicht aber hatte der Vater schon einen Plan. Hannes wagte jedoch nicht zu fragen.

So stiegen sie Stunde um Stunde. Einmal brach Unterholz und Steine rollten. Ein großes Stück Wild sprang, aufgeschreckt durch die nächtlichen Wanderer, über den Steig und polterte in eine Schneise ab. Dann hörte man den Kralizek vorne schimpfen:

„Sakra — Kerl — wirst glei den Karabiner wieder aufitun? Glaubst mir san in der Stellung?“

Und der Fiederer antwortete ganz demütig:

„Dös G'wehrl is ma ja nur vor lauter Schreck von der Schulter abig'rutscht — wie dös Trumm Hirsch über den Steig is. I häng' ihn glei wieder um.“

Ja — ja — der Fiederer . . .!

Der fängt gleich in der ersten Nacht, die er in der Heimat verbringt, an, die Hirsche zu zählen!

Langsam und stetig steigen sie weiter, immer höher und höher. Die Stunden vergehen, der Wald begleitet die Männer, Schnee leuchtet, und die letzte karge Unterhaltung verstummt.

Oben am Hang wartet ein Dörfchen auf die zurückkehrenden Männer. Es sind nicht viele, die wiederkommen. Die andern, die nicht mehr kommen, die liegen draußen... irgendwo...

(Fortsetzung folgt.)

Agnes Bernauer.

Von Hermann Ulbrich = Hannibal.

In diesem Jahre jährt sich zum 500. Male der Tag, an dem Agnes Bernauer in der Donau ertränkt wurde.

Da das Schicksal, das den Menschen durch die Liebe in den Tod treibt, von jeher die Phantasie des Volkes außergewöhnlich reizte, ist das traurige Lebensende der Augsburger Baderstochter Agnes Bernauer mehr als irgend eine andere flüchtige Episode aus der jahrhundertelangen Geschichte des bayerischen Staates wach gehalten worden. Wieder und immer wieder haben sich die Dichter, besonders im 18. und 19. Jahrhundert, mit der Liebestragödie des Engels von Augsburg beschäftigt.

Der Herzog Ernst von Bayern=München, da er das Alter täglich schneller auf sich zukommen spürte, hatte für seinen Sohn Albrecht im Interesse des Landes die Tochter des Herzogs von Braunschweig zur Gemahlin ausersehen. Aber Albrecht von Wittelsbach wollte von diesem Vorhaben nichts wissen.

Denn Albrecht war, seit er zum letzten Male zum Turnier nach Augsburg gezogen, verliebt, wie es ein Mensch nur sein kann, wenn in seiner aufblühenden Jugend das Wunder des Lebens über ihn kommt. Und zwar hatte es ihm die bezaubernde, blondlockige Tochter Agnes des Baders Bernauer angetan, die von außergewöhnlicher Schönheit war und so zart gewesen sein soll, daß man den Rotwein in ihrer Kehle herabfließen sehen konnte.

Der alte Bader wollte jedoch von der Liebe des Herzogssohnes zu seiner Tochter nichts wissen, und auch Agnes selber wich dem stürmischen Drängen Albrechts tugendhaft aus, denn zwischen dem Sohn des Landherrn und ihr war an ein eheliches Band nicht zu denken.

Albrecht aber dachte anders. Warum sollt er sich nicht mit demselben Mut, mit dem er sich im Turnier auf den Gegner stürzte, über die Schranken der Geschichte hinwegsetzen, wenn es galt, dem Rufe des Herzens zu folgen? Er ließ sich deshalb mit Agnes Bernauer trauen und führte sie als seine rechtmäßige Gemahlin auf sein Schloß Vohburg. Die Liebe zwischen ihnen wurde von Tag zu Tag größer, und Albrecht war auf seine Gemahlin so stolz, daß er sein Wappen, wie es noch kein Fürst getan hatte, mit dem Bild der Eva schmückte, um symbolisch damit anzudeuten, daß er in den Banden der Liebe stehe.

Und Albrecht wäre vielleicht auch mit seiner Agnes bis an sein Ende glücklich geworden, wenn die politischen Verhältnisse nicht ihr Recht gefordert hätten.

Zu der damaligen Zeit wurde nämlich das bayerische Land von drei Herzögen regiert. Sie waren miteinander verwandt, aber der Herzog von Ingolstadt mißgönnte dem Herzog von Landshut das Seinige, und ebenso tat dieser mit dem Herzog von München.

Die Münchener dachten an sich nicht daran, ihrem zukünftigen Herzog irgendwelche Vorschriften wegen seiner Ehe zu machen. Aber sie befürchteten, daß die Herzöge von Ingolstadt und Landshut nach dem Tode des Herzogs Ernst das Erbe Albrechts wegen seiner nicht ritterbürtigen Gemahlin beim Kaiser anfechten und das Land Bayern=München zur Aufteilung bringen würden. Dieser Besorgnis konnte sich auch der alternde Herzog Ernst nicht verschließen. Vielleicht hätte er sonst in die Heirat seines Sohnes eingewilligt, denn er hing mit zärtlicher Liebe an ihm und hatte ihn in der Schlacht bei Alling unter Einsetzung seines eigenen Lebens von den Feinden befreit. Aber die Zukunft des Landes stand auf dem Spiele.

Der alte Herzog bat seinen Sohn daher mehrere Male, die Baderstochter freizugeben und sich standesgemäß zu vermählen. Albrecht aber dachte nicht daran. Während dieser Zeit schloß Wilhelm von Wittelsbach, der Bruder des Herzogs Ernst, die Augen und damit wurde die Erbfolgefrage immer brennender. Denn da der kränkliche Sohn Wilhelms von Wittelsbach auch schon mit dem Tode rang, mußte das Land Bayern=München, wenn es den anderen bayerischen Herzögen gelang, Albrecht die Erbfolge streitig zu machen, keinen rechtmäßigen Erben mehr haben und zur Aufteilung kommen. Es war daher jetzt an Herzog Ernst, die Zukunft seines Landes zu sichern und sich nicht mehr auf väterliche Ermahnungen zu beschränken. Er mußte dafür sorgen, daß die rechtmäßig Ehe Albrechts getrennt wurde.

Deshalb machte er sich eines Tages mit dem Münchener Bürgermeister Ligsalz auf den Weg nach Kehlheim, um sich dort mit dem Herzog Heinrich von Landshut zu einer Rücksprache wegen dieser Angelegenheit zu treffen. Der Herzog von Landshut hätte den Landesherrn von München ja am liebsten zum Teufel geschickt, hatte er doch durch den Fortbestand der Mißehe Albrechts die Aussicht, gerade so wie es die Münchener befürchteten, sein Land zu vergrößern. Aber er konnte gerade jetzt gegen den ihm feindlich gesinnten Herzog von Ingolstadt einen Verbündeten gebrauchen und war deshalb bereit, Herzog Ernst von München behilflich zu sein.

Trotz allem war guter Rat teuer. Denn als Albrechts rechtmäßige Gattin konnte Agnes nur durch den Tod von ihm getrennt werden. Es war schwer für den alten Herzog; aber er dachte an sein Land. Und so bat er Herzog Heinrich von Landshut, Albrecht zu einer Jagd nach Landshut einzuladen, damit während seiner Abwesenheit von Straubing der tödliche Schlag gegen Agnes geführt werden konnte.

Nichtsahnend machte sich Albrecht von Wittelsbach auf den Weg nach Landshut. Aber seine Gemahlin war voll dunkler Ängste. Und am 12. Oktober 1435 erfüllte sich ihr Schicksal. Sie wurde auf Befehl des Herzogs Ernst verhaftet, der Zauberei angeklagt und zum Tode verurteilt. Der Henker stieß sie, an Händen und Füßen gebunden, von der Straubinger Brücke in die Donau. Aber er hatte schlechte Vorarbeit geleistet. Es gelang Agnes, einen Fuß zu befreien und sich ans Ufer zu retten. Doch Albrecht war weit entfernt und konnte die angstvollen Hilferufe, die alle Zuschauer erschütterten, nicht hören. Und so konnte der Henker gelassen an die Stelle gehen, wo Agnes sich in der reißenden Flut festhielt, eine Stange in den goldenen langen Flechten festdrehen und die Bernauerin in den Strom stoßen.

Nun war das Land Bayern=München vor der drohenden Aufteilung bewahrt, aber sein künftiger Landesherr konnte in seinem großen Schmerz keine Ruhe finden. Die Wunde seines Herzens blutete lange, und sie war auch noch nicht verheilt, als er sich dem Wunsche seines Vaters fügte und sich mit der Tochter des Herzogs von Braunschweig vermählte. Er ließ den Heiratsbrief erst an dem von ihm gestifteten Agnestage ausfertigen, um damit zu zeigen, daß er den Engel von Augsburg nicht vergessen hatte. In der Kapelle, die Herzog Ernst seiner nicht ritterbürtigen Schwiegertochter auf dem Kirchhof St. Peter in Straubing errichten ließ, fand sie auf dem Grabstein, fürstlich gekleidet, die ihr im Leben versagt gebliebene herzogliche Huldigung.

Jetzt ist sie ein halbes Jahrtausend tot. Aber in der Dichtung lebt sie weiter. Im Jahre 1780 erschien in München die dramatische Bearbeitung des Grafen von Törring. Es wurde am 6. Januar 1780 unter Mitwirkung Ifflands in Mannheim uraufgeführt und erlebte dort und in Berlin, Hamburg und München große Erfolge. Die Darstellerinnen der Agnes verherrlichte man in einer Reihe von Gedichten. Der von dem Dichter erfundene Vizedom von Straubing, der den Tod der Agnes herbeiführen läßt, wurde entweder überfallen oder man verlangte, daß er in die Donau gestürzt würde.

Dieser Erfolg rief in den darauffolgenden Jahren verschiedene andere Agnes Bernauer=Dichtungen hervor, die jedoch bedeutend weniger Beachtung fanden. Im Jahre 1852 kam dann Friedrich Hebbel mit seinem Trauerspiel an die Öffentlichkeit, das Dingelstädt am 25. März am Hoftheater in München zuerst aufführte. Es ist das Bernauer=Drama, das bis heute am lebendigsten geblieben ist und gerade wieder in den letzten Jahren auf den deutschen Bühnen zur Darstellung kam.

Auch das Geschlecht der Wittelsbacher hat die Bernauerin nicht vergessen. König Ludwig I. von Bayern gedachte dieses traurigen Opfers treuer Liebe in einem Gedicht, das er mit den Worten begann:

„Ein holdes Veilchen blühtest du verborgen
In kindlicher Zurückgezogenheit
An deines Lebens harmlos stillem Morgen,
Bewußtlos deiner Liebenswürdgkeit.
Da fiel versengend hin, auf dich gerichtet,
Der Fürstenliebe unheilvolle Glut,
Dein kurzes Leben wurde schnell zernichtet,
Doch deine Liebe endet nicht die Flut".

Anekdoten und Schnurren.

König mit Selbsterkenntnis.

König Oskar von Schweden besuchte einst eine Mädchenschule und wohnte dem Unterricht in verschiedenen Klassen bei. Er stellte auch selbst einige Fragen und wandte sich an eine Schülerin mit den Worten: „Welches, mein Kind, sind die größten Könige von Schweden?" Darauf kam prompt die Antwort: „Gustav Adolf und Karl XII." Der examinierende König wollte dem antwortenden Mädchen gerade ein Lob erteilen, da fiel eine andere Schülerin, die man gar nicht gefragt hatte, ein und fügte hinzu: „Oskar II."

Der König lächelte leicht über die kleine Schmeichlerin und bat sie dann, ihm zu sagen, welches denn die großen Taten seiner Herrschaft gewesen wären. Das Mädchen überlegte lange hin und her, wurde immer verlegener und begann schließlich zu weinen. „Ich weiß es nicht . . ." — „Weine nicht, mein Kind," sagte nun der gütige Monarch tröstend, „ich weiß es nämlich auch nicht".

Der Magen geht vor.

Friedrich Wilhelm IV. war niemals ein Freund großer Festlichkeiten anläßlich seiner Besuche. Als er einmal gegen Mittag in einem kleinen Städtchen landete, fand er zu seiner Begrüßung den Magistrat und die dazu gehörigen „Spitzen" aufgestellt. Der königliche Magen rebellierte ein wenig. Als nun der Bürgermeister sich in Positur stellt, tief Atem holte und begann: „Majestät! Als Hannibal vor den Toren Roms aufmarschierte . . ." da rief der König dazwischen: „— da hatte er genau solchen Hunger wie ich!" Damit war die Begrüßung, die etwas langatmiger gedacht war, zu Ende.

„Was soll Ihr Sohn werden?"

König Eduard VII. wurde einmal von einer Dame der französischen Gesellschaft, die mit dem höflichen Ton anscheinend wenig vertraut war, mit der Miene naiver Selbstverständlichkeit gefragt: „Welche Laufbahn werden Eure Majestät Ihren Sohn einschlagen lassen?" König Eduard lächelte der republikanischen Dame freundlich zu und erwiderte: „Ich hoffe, ihn über kurz oder lang König von England werden zu lassen„. — Ein anderes Mal wurde ihm gegenüber geäußert: „Sir, Sie sollten nach Frankreich ziehen, um die Monarchie volkstümlich zu machen". Darauf soll Eduard mit verständnisvollem Lächeln geantwortet haben: „Nein, lieber nicht, ihr Franzosen nutzt eure Könige zu schnell ab".

Einiges um und über Karl Vallentin.

Vallentin, der bekannte Humorist besucht eine Lohengrin-Aufführung. Der Logenschließer bietet ihm das Textbuch an. „Na," sagt Vallentin, „i sing' net mit".

*

Am Postschalter verlangt Vallentin zehn Briefmarken zu acht Pfennig. „Aber wenn i bitten dürft, solchene mit an Reißverschluß".

*

Auf die Frage, wie es ihm gehe, antwortet er: „Dank schön, besser als morgen".

Der Kandidat hat Pech.

Professor: „Wieviel Morphium wenden Sie an zu einer Einspritzung?" Kandidat: „Acht Gramm". Der Professor schüttelt den Kopf und wird später plötzlich während weiterer Fragen vom selben Kandidaten unterbrochen: „Verzeihen Sie meinen Irrtum, Herr Professor, ich meinte vorhin ein Achtel Gramm Morphium!" Professor: „Angelegenheit erledigt. Patient schon längst gestorben!"

Ich wollte, ich hieße Meyer.

Das heißschaffende Journalistenblut brachte es mit sich, daß Löns sehr geringschätzig über seine Dichtungen dachte. Vor dem „Werwolf", in der Periode des „Zweckmäßigen Meyer", des „Grünen" und des „Braunen Buches", die dem Autor schon manche Erfolge brachten, war er sein eigener Verächter. Er dachte so geringschätzig über seine dichterischen Leistungen, daß er einem Freunde, dem Lyriker Otto Buchmann gegenüber einmal äußerte: „Was ist denn an meinen Schreibereien daran? Ich wollte, ich hätte keine Feder angerührt, säße irgendwo in der Heide und hieße Meyer. Kein Mensch müßte mich kennen. Das eine Gute ist nur, daß es ein bißchen Geld gebracht hat. Ich kann meine Sachen einfach nicht zum zweiten Male lesen. Ich haue sie hin und dann sind sie für mich abgetan".



Rätsel-Ecke



Buchstaben-Rätsel.

Das erste hat die Eiche,
Jedoch die Tanne nie.
Das zweite such' im Reiche,
Nicht in der Normandie.
Der Hütte fehlt das Dritte,
Stolz wohnt es im Palast,
Doch Vier kennt keine Sitte,
Und klettert in den Mast,
Das Fünfte ruht im Innern,
Nie birgts die Außenwelt,
Das nächste Paar Erinnern
Wie Hoffen fern sich hält,
Weil es für solches Regen
Zu tief im Wissen steckt;
Das Letzte bringt nie Segen,
Im Tode es sich schreckt,
Das Ganze? Such den Namen
Im deutschen Dichterwald.
Ob viele nach ihm kamen,
Sein Lied ist nicht verhallt.

*

Rösselsprung.

lich-	nuß	der	prom-	che	rung	köst-
selbst	o.	ste	schafft	sie	zur	be-
ge-	herr-	ber	rung	eh-	li-	gab
te-	ber-	dir		lich	leh-	ver-
druß	ihn	ren	fluß	schmerz-	ent-	zwingt
ü-	bit-	schlürfst	schließ-	rung	und	lich-
du	ver-	im	die	sie	dich	beh-

*

Scherz-Aufgabe.

Ha!
Endler

Auflösung der Rätsel aus Nr. 187.

An manchem Hotel:

Ueber nachtung und unter kunft
im Hause =
**Uebernachtung und Unterkunft
im Hause.**

*

Zifferblatt-Rätsel:

P r e i s e l b e e r e
1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke: gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p. beide in Bromberg.